

M. R. JAMES

GEISTERGESCHICHTEN
NUMMER
13

Herausgegeben von Edward Lee

Aus dem Englischen von Usch Kiausch

FESTA

Eine Festa Originalausgabe
1. Auflage November 2019
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-790-5
eBook 978-3-86552-791-2



Inhalt

Einführung

Seite 7

Die Sammlung des Domherrn Alberic

Seite 21

Die Ruhestätte der Lamia

Seite 40

Eine Abendunterhaltung

Seite 67

Die Hexe von Fenstanton

Seite 84

*Die sonderbare Erbschaft
des Mr. Humphreys*

Seite 101

Die endlose Liebe der Ann Clark

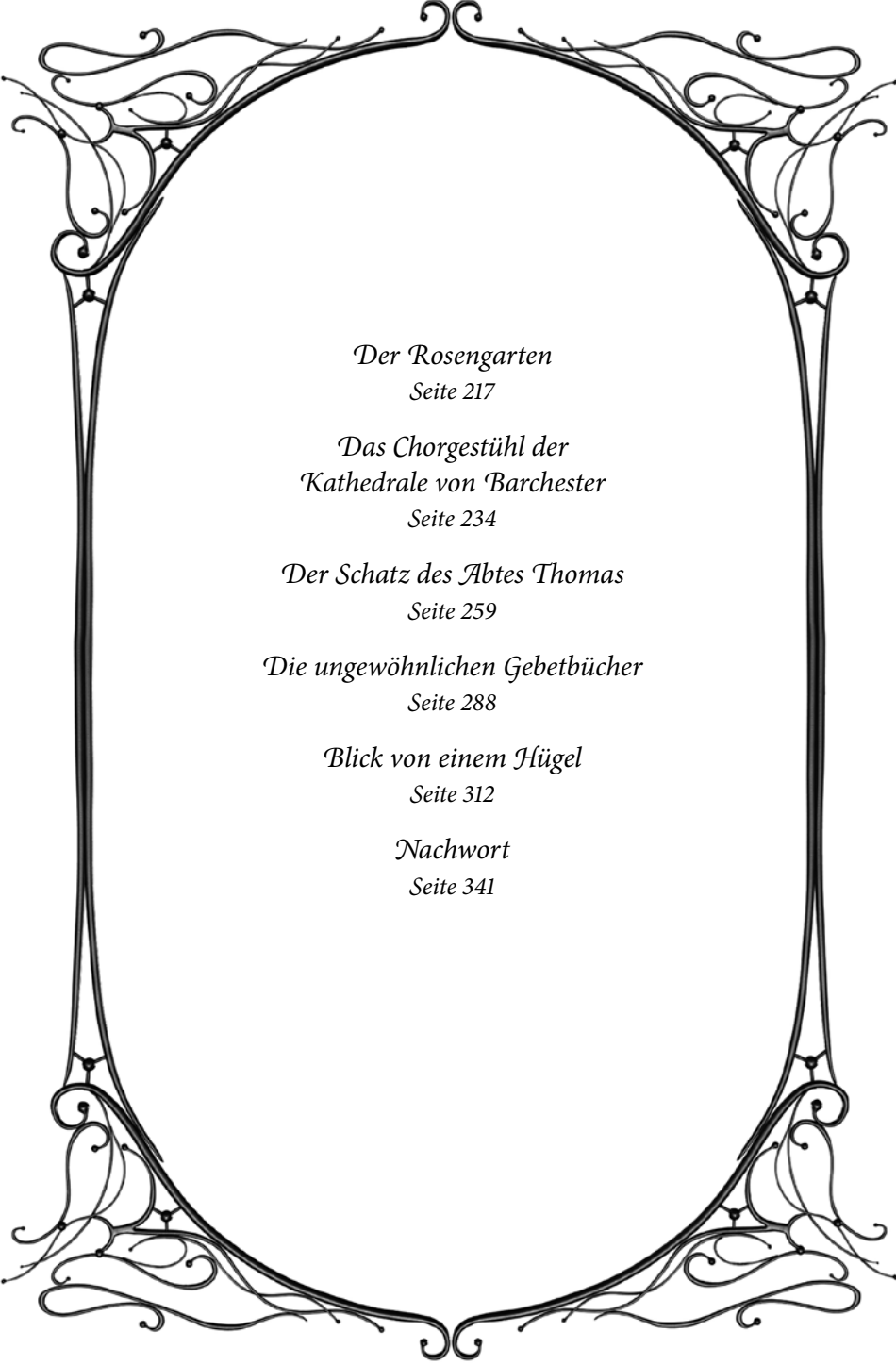
Seite 141

Die Mezzotinto-Radierung

Seite 176

Nummer 13

Seite 194

A decorative Art Nouveau border with intricate, symmetrical scrollwork and floral motifs, framing the central text.

Der Rosengarten

Seite 217

*Das Chorgestühl der
Kathedrale von Barchester*

Seite 234

Der Schatz des Abtes Thomas

Seite 259

Die ungewöhnlichen Gebetbücher

Seite 288

Blick von einem Hügel

Seite 312

Nachwort

Seite 341



Einführung

Kurzgeschichtensammlungen und Anthologien sind für die gesamte Unterhaltungsliteratur essenziell, aber ganz besonders gilt das für das Horror-Genre. Die meisten Fans, die ich kenne, kamen durch eine Kurzgeschichte zur Horrorkliteratur. Meine erste Horror-Erzählung las ich in der Grundschule, es war Poes *Das verräterische Herz*. Die Geschichte, die mir den Anstoß gab, selbst Horror zu schreiben, war H.P. Lovecrafts berühmte Story *Die Ratten im Gemäuer*. Ich fand sie in einer Hardcover-Anthologie mit dem Titel *Die besten Geistergeschichten*, 1977 herausgegeben von Charles Fowkes bei Hamlyn Press, und ich las sie während meiner Dienstzeit als Soldat in der U.S. Army 1st Armored Division, als ich im Führerstand eines M60A1-Kampfpanzers saß. (In Bamberg, Westdeutschland – als es noch Ost und West gab.) In diesem Panzer habe ich VIELE Horrorgeschichten gelesen. Ziemlich cool, nicht?

Es ist übrigens auch so, dass ziemlich viele Kritiker finden, das Beste in der Horrorkliteratur seien die Kurzgeschichten und nicht die Romane, und ich glaube, dem würde ich zustimmen.

Aber was hat das mit dem Autor der hier versammelten Erzählungen zu tun, dem Linguisten, Archäologen, Mediävisten und Cambridge-Absolventen Montague Rhodes James?

Nun, der Schriftsteller James hat keinen einzigen Roman verfasst und ich habe nirgends einen Hinweis finden können, dass er das je vorgehabt hätte. Wenn überhaupt, dann war er viel zu beschäftigt! Der Mann hat gigantische

Kirchenbibliotheken und Archive katalogisiert. Er hat uralte, handgeschriebene Kopien der Bibel und anderer »erleuchteter« Schriften übersetzt. Sein gesamtes Erwachsenenleben lang war er ein Mitglied der Akademien und nur sehr wenige seiner Aktivitäten hatten nichts mit dem »Rummel der Universität« zu tun (um ein Zitat aus *Tanz der Teufel* zu bemühen – das Original, *nicht* das Remake). 30 Jahre lang war er ein hochrangiger Vorsteher des King's College, Eton College und der University of Cambridge; anders gesagt: Er balancierte mit ziemlich vielen Verpflichtungen. James war ein astreiner Bücherwurm, ein Nerd, ein bebrillter »Streber«. Sein Leben kreiste nicht um das Schreiben von Geschichten (wie es vermutlich bei den meisten Horrorautoren der Fall ist ... bei mir zum Beispiel), sondern um das geistige Vorankommen in den wissenschaftlichen Disziplinen, die ihn intellektuell reizten, und um das qualitative Vorankommen der angesehenen Institute, die ihn beschäftigten.

Nein, James schrieb seine Kurzgeschichten nur nebenbei, als Hobby. Hauptsächlich las er sie seinen Freunden am College vor und schien nie besonderes Interesse an einer Veröffentlichung zu haben. (Dem Himmel sei Dank, dass seine Freunde ihn schließlich eines Besseren belehren konnten!) Viele seiner nicht fiktionalen Arbeiten sind bis zum heutigen Tag hoch angesehen und wegweisend, aber James' wahres Erbe liegt in seinen Gruselgeschichten. In der Literaturkritik genießt er einen hohen Rang unter den besten Horrorautoren aller Zeiten.

Aber zurück zu meiner Erinnerung an Charles Fowkes' monumentale *Beste Geistergeschichten*. Die Anthologie enthielt auch einige Erzählungen von M. R. James, von dem ich – bis zu jenem Zeitpunkt – noch nie gehört hatte. (Vergessen Sie nicht, dass das über 40 Jahre her ist.) Es war James' Meisterwerk, vielleicht seine allerbeste Geschichte, *Graf Magnus*. Auch sie las ich in meinem Panzer, und wenn ich mich recht

entsinne, war das bei Übungen in Bamberg, im Winter 1978, glaube ich, während eines Schneesturms. Allerdings las ich die Geschichte unmittelbar nach Lovecrafts *Ratten im Gemäuer* und ich muss leider zugeben, dass Lovecrafts Erzählung der »dämonischen Schweinherde«, die im »kniehohen Dreck« herumstapfte, mich in ihren Andeutungen, mit ihrer kreativen Energie und ihren teuflischen Bildern derart schockierte, dass James' Geschichte vom Grafen Magnus de la Gardie keinen bleibenden Eindruck bei mir hinterließ. Am ehesten war es so, dass ich, obwohl mir die Geschichte gefiel und ich ihre Einzigartigkeit erkannte, in meiner damaligen Jugend und Naivität ihre Exzellenz einfach an mir vorbei und aus dem Fenster schlüpfen ließ (oder sollte ich sagen: aus dem Periskop des Panzers). In den folgenden Monaten las ich eine MENGE Lovecraft und wandte mich dann dem moderneren Horror zu (King, Campbell, dem frühen Ketchum usw.). Was James angeht: Obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, mich irgendwann mal näher mit seinem Werk zu beschäftigen, muss ich wohl zugeben, dass ich das damals nie tat.

Jetzt machen wir einen Zeitsprung von etwa 30 Jahren, ins Jahr 2009. Mittlerweile genoss ich das große Glück, als Vollzeit-Schriftsteller arbeiten zu dürfen. Heureka, mein Traum war wahr geworden! Danke, Gott, Schicksal oder Cthulhu! Das geschah 1997. Später, es muss wirklich um 2009 gewesen sein, besuchte ich einen kranken Verwandten und entdeckte ein altes Taschenbuch, und zwar nichts Geringeres als die Penguin-Ausgabe der *Gesammelten Geistergeschichten* von M. R. James. »Ach, stimmt, an den erinnere ich mich«, dachte ich. »Er hat diese coole Geschichte, *Graf Magnus*, geschrieben, die ich vor Ewigkeiten in Deutschland gelesen habe.« Es war ein perfekter Zeitpunkt, mich mit dem Werk von James zu beschäftigen, wie ich es mir vor so langer Zeit vorgenommen hatte.

Seither lese ich nahezu jeden Abend vor dem Schlafengehen etwas von James.

Das heißt, ich habe nahezu jede verdammte M.-R.-James-Geschichte Dutzende Male gelesen. Ein paar, *Graf Magnus*, *Blick von einem Hügel*, *Das Chorgestühl der Kathedrale von Barchester* und andere, habe ich sicherlich *Hunderte* Male gelesen. Einmal las ich *Die Esche* an zwölf Abenden in Folge. Am 13. Abend las ich *Eine Herzenssache* und am Abend darauf noch mal *Die Esche*. Das ist ein merkwürdiges – und ich würde fast sagen *zwanghaftes* – Verhalten, besonders für einen aktiven Schriftsteller, der eigentlich bei jeder sich bietenden Gelegenheit die *Neuerscheinungen* aller *zeitgenössischen* Autoren seines Genres lesen sollte.

Ich mache das nicht.

Ich lese jeden Abend M. R. James. Tatsächlich glaube ich, dass ich einigen von James' Figuren ähnele, denn ich leide unter dem Gebrechen, das auch Mr. Anderson in *Nummer 13* plagt, oder Professor Parkins in *Pfeif nur ...* oder Mr. Cooper in *Die sonderbare Erbschaft des Mr. Humphreys*, um nur einige zu nennen; *um gut einschlafen zu können, muss ich vorher noch ein paar Seiten lesen*. Nun, meine Seiten sind fast immer welche, die James verfasst hat. Im Durchschnitt schaffe ich eine M.-R.-James-Geschichte pro Abend und so habe ich alle wieder und wieder gelesen, jahrelang. Auch zu anderen Autoren kehre ich immer wieder zurück: Lovecraft, Poe, August Derleth (nicht lachen!) und noch einige mehr, aber auch an solchen Abenden lese ich immer zuerst eine meiner Lieblingsstellen von James. (Zum Beispiel die »Zugabteil«-Szene aus *Die Macht der Runen*, die »Nachruf«-Szene aus *Das Chorgestühl ...*, die »dem schwedischen Typen wird das Gesicht abgezogen«-Szene aus *Graf Magnus*, die »Alter Mitchell«-Szene aus *Landnahme* und so weiter.) James ist wie eine Droge und ich bin rettungslos abhängig. Ich brauche jeden Abend meinen Schuss.

Warum ich Ihnen diese unnötigen Informationen zu meinen exzentrischen Lesegewöhnheiten aufbürde? Tatsächlich strömen sie mir regelrecht aus den Fingern, wenn ich über M. R. James schreibe, aber es gibt auch einen relevanten Punkt, auf den ich, in der mir eigenen, verworrenen Art und Weise, mit diesen Zeilen hinauswill.

Zunächst muss ich feststellen, dass ich kein James-»Kenner« bin, nicht mal ein Experte. Das trifft eher auf Leute wie S. T. Joshi zu oder Steve Duffy, Christopher Roden, Ramsey Campbell oder John Pelan, die jede Erzählung von M. R. James studiert haben, jeden Entwurf, jedes Manuskript und Notizbuch, jede Postkarte und jeden Brief. Diese Männer sind James-*Kenner*. Ich bin einfach nur ein durchgeknallter Fan. Aber die ganze Zeit habe ich mich gefragt: *Warum?* Warum bin ich so begeistert vom Werk des M. R. James, dass ich es JEDEN ABEND lesen will?

Um im Stile von James zu antworten, liegt die Antwort nicht fern. Tatsächlich machen James' Erzählungen *Spaß*. Sie sind *unterhaltsam*. Und mit all meiner Lebenserfahrung und nach all den Büchern, die ich gelesen habe, wage ich zu behaupten, dass James der am konsequentesten unterhaltensame Schriftsteller überhaupt ist. (Ausgenommen vielleicht Shakespeare. Aber selbst Shakespeare hat niemals etwas so Cooles erfunden wie eine verfluchte Hundepfeife, ein spukendes Heckenlabyrinth oder ein verfluchtes Fernglas!) In James' Werk erspüre ich, genau wie bei Lovecraft, den idealen Ausdruck menschlicher Kreativität, und zwar in Form von *Lust* auf Wörter, dem *Hungern* danach, Sprache zu benutzen. Wörter bedeuteten James alles; sie waren sein Leben. Wenn ich James lese, dann spüre ich seine Freude an den Wörtern und seine Begeisterung für Sprache viel intensiver als bei jedem anderen Autor. James *schreibt* nicht einfach nur, er *feiert*, er *zeigt, was er draufhat*, und *macht* einfach und demonstriert

beständig seine Überlegenheit als Sprachkünstler – verdammt, er demonstriert sie nicht einfach nur, er reibt sie uns unter die Nase. Das alles entspringt seiner großen Liebe zur englischen Sprache, und deshalb ist jede seiner Erzählungen eine *Feier* dieser Liebe.

Und sein höchstes Ziel ist es, das mit *Ihnen* zu teilen, den Lesern.

James mühte sich mit jedem Wort in jedem Satz ab. Er war nicht faul; er war nicht nachlässig und er machte keine halben Sachen. Jeder seiner Sätze kommt einer Mauer gleich und jedes Wort ist ein wohlgesetzter Ziegel. In seinem Kanon hat er uns eine uneinnehmbare Festung der Unterhaltung hinterlassen, und diese Festung wird ewig bestehen. James' Geschichten sind – auch wenn sie Einblick in vergangene Zeiten bieten mögen – zeitlos. In 100 Jahren oder sogar in 1000 werden seine Erzählungen immer noch unterhaltsam sein, und zwar wegen James' *Liebe* zur englischen Sprache und wegen seines großen erzählerischen Potenzials. Er hat nicht einfach *geschrieben*, wie es die meisten Schriftsteller tun, er hat nicht einfach ein paar Wörter auf die Seite geklatscht und sie die Geschichte bilden lassen. Nein, nein, nein. Das hat mit James überhaupt nichts zu tun. James benutzte *Wörter*, um die Action zu Ihnen zu bringen! Er transportiert die erzählte Zeit mit seinem ureigenen Stil so gut, dass man glauben könnte, man würde in dieser Zeit *leben*; er schildert die Figuren so lebendig, dass man sie mit Leuten verwechselt, die man wirklich getroffen hat. Deshalb kann man ihn wieder und wieder lesen und es macht einem nichts aus, denn jedes Mal entdeckt man kleine Überraschungen, die man vorher übersehen hat, winzige Nuancen, die auf Interpretationen hinweisen, die einem vorher entgangen sind. Selbst in Geschichten, die man schon ein Dutzend Mal gelesen hat. Da kriegt man was für sein Geld!

Als Beispiel will ich anführen, wie der Nobelpreisträger Ernest Hemingway, der König des sparsamen Schreibens, ein Bild entwerfen würde: »Der Farmer blickte über das Tor und sah die Sonne untergehen.«

Und so beschreibt James dieselbe Szene: »Ich nehme an, ein jeder kennt die Landschaften – ob sie wohl von Birket Foster stammen oder vielleicht älter sind? –, die als Holzschnitte die Lyrikbände zierten, die auf den Kaffeetischen in den Salons unserer Väter und Großväter lagen – Bände in ›Leinenbindung, geprägt‹; das scheint mir der korrekte Ausdruck zu sein. Ich gestehe, ein Bewunderer derselben zu sein, besonders derer, die den Bauern zeigen, der sich an ein Tor in einer Hecke lehnt und den Turm der Dorfkirche am Fuße eines sanften Abhangs betrachtet – umgeben von ehrwürdigen Bäumen und fruchtbaren Feldern, von Hecken durchschnitten und begrenzt von fernen Hügeln, hinter denen die Sonne versinkt ...«

Jetzt entscheiden Sie: Welche Variante ist spannender? Welche Variante versetzt Sie, den Leser, eher in die Szenerie hinein? Welchem Autor sind Leseerfahrung und Bildhaftigkeit eindeutig wichtiger?

Es kommt auf die *Wörter* an, verstehen Sie, und James konnte mit Wörtern umgehen wie van Gogh mit Farbe; er hat mehr erschaffen als bloße Erzählungen, er hat Gemälde entworfen und auf diesen sehr bildhaften Leinwänden das Grauen eindringlicher vermittelt als jeder andere Schriftsteller seiner oder irgendeiner Zeit.

Und da wir nun fast am Ziel sind, will ich noch mit ein paar Missverständnissen zu James aufräumen. Zunächst mal bezeichnen allzu ernste Kritiker James gerne als »Meister des Understatements« und implizieren, dass sich James nicht an explizite Bilder wagte. Auch James selbst äußerte sich abfällig über Schriftsteller, die sich in ihren Horrorgeschichten allzu

explizit gaben. Schriftsteller widersprechen sich andauernd selbst (ich zum Beispiel!) und James bildet da keine Ausnahme. Einige der blutigsten, grausigsten Bilder, die mir in der Literatur je begegnet sind, stammen von ihm. Die bereits erwähnte Szene aus *Graf Magnus* handelt von einem attraktiven schwedischen Wilderer namens Anders Bjornsen. Nun, er bleibt nicht lange attraktiv, denn als ihn seine Freunde am nächsten Tag im Wald finden, heißt es: »Der war ein gut aussehender Mann gewesen, aber nun fehlte ihm das ganze Gesicht. Das Fleisch war bis zum Knochen abgeschält ... Als die anderen rüberblickten, sahen sie, dass das Tuch zu Boden geglitten war und Anders Bjornsens Augen nach oben ins Leere starrten.« Ich würde das kaum als »Understatement« bezeichnen. Für mich ist das eine der erschütterndsten Szenen in der Geschichte des Horrors. (Außerdem nehme ich stark an, dass H. P. Lovecraft – der ein großer Fan von James war – dieses blutige Bild für seine eigene Erzählung *Die lau-ernde Furcht* »ausgeborgt« haben könnte. James kann sich durch diesen Diebstahl geehrt fühlen!) Wenn man sich heutige Splatterfilme ansieht, in denen Opfern das Gesicht weggerissen wird, erreichen all die Computeranimationen und Spezialeffekte nicht mal annähernd den Eindruck, den James vor fast einem Jahrhundert mit Worten erzeugt hat.

In einer weiteren von James' Erzählungen, *Eine Herzensache* (ein tolles Werk, das James selbst nicht besonders mochte), treffen wir die halb körperlichen, wiederbelebten verwesenen Leichen zweier Kinder mit tiefen Löchern in der Brust, weil ihnen ein Zauberer die Herzen herausgeschnitten hat. Diese beiden Kinder wandern nachts durch ein unheimliches Herrenhaus. Das ist nun wirklich kein »Understatement«, Leute!

In *Eine Warnung für die Neugierigen* verfolgen zwei ewiggestrige Professoren an einem nebligen Strand Fußspuren, die

»mehr Knochen als Haut« abbilden. Nicht zu vergessen *Eine Schulgeschichte*, wo jemand nachts aus der Schlafzimmertür schaut und einen Kerl mit einem heraushängenden Augapfel sieht, der über den Boden kriecht. Cool! Aber nicht annähernd so cool wie das halb verweste *Ding*, das am Ende auftaucht.

Das sind nur ein paar Beispiele dafür, wie schockierend drastisch James werden konnte, während er gleichzeitig behauptete, explizite Bilder zu verachten. Dasselbe gilt für Sex, jedermanns Lieblingsthema. James verurteilte die sexuellen Anspielungen in Arthur Machens *Der große Pan* und *Die weißen Gestalten* (und nannte Machen daher auch »skrupellos«, wenn ich mich nicht irre), und ich bezweifle stark, dass James es gut fand, dass Lovecrafts kosmischer Dämon in *Das Grauen von Dunwich* die arme Lavinia Whateley schwängerte oder Fischmensen in *Schatten über Insmouth* mit menschlichen Frauen Kinder zeugten. Tatsächlich war James nicht besonders angetan von Lovecraft, obwohl dieser James in seinem Buch *Die Literatur der Angst* eine länger andauernde und positivere Presse verschaffte als jeder andere. Typisch britisch, hm? Ein Amerikaner tut dir einen Gefallen, und du machst ihn *immer noch* runter! Nun gut, ich schätze, in ihrem Leben nach dem Tod ist das alles vergeben und vergessen.

Aber zurück zum Thema Sex. Einige brandmarkten James als viktorianischen Frauenhasser, weil in seinen Erzählungen niemals Frauen vorkämen. (Was übrigens nicht stimmt.) Außerdem war er nie verheiratet und machte in seinem Werk niemals Andeutungen hinsichtlich sexueller Aktivitäten.

Moment! Was höre ich denn da für ein Quietschen? Da ist doch jemand mit voller Wucht auf die Bremse getreten!

Kein Sex in seinen Erzählungen? Verzeihung, aber da muss ich widersprechen. Einige seiner Andeutungen sind nicht mal besonders subtil, wenn man sie genau betrachtet; James

schmuggelt sie einfach da rein, wo man sie nicht erwarten würde. Zum Beispiel?

Nun, ich sollte meine Kommentare zu diesem Thema lieber in ein Nachwort packen; ansonsten könnten meine Analysen die Enden einiger der Geschichten in diesem Band verderben. Lesen Sie also zuerst das Buch und meine Meinung dazu am Ende, wenn Sie durch sind.

Zum Thema James und Sex in seinen Geschichten und wie er das selbst betrachtet haben mag, will ich es also hierbei belassen: Nein, James war nie verheiratet und ich wüsste auch von keinerlei Romanzen. Ich meine mich zu erinnern, dass es einige höhergestellte Damen gab, die an ihm interessiert waren, aber daraus wurde wohl nie etwas. Tatsächlich gibt es auch nur sehr wenige bedeutende weibliche Figuren in seinem Werk, wenn man nicht die xanthippenhafte Vogelscheuche Mrs. Anstruther aus *Der Rosengarten* dazuzählen will, oder Mr. Dentons sogar noch viel schlimmere Tante aus *Das Tagebuch des Mr. Poynter*. Dennoch finde ich es ziemlich dumm, wenn Kritiker James deshalb, und weil er nie geheiratet hat, als »Frauenhasser« verdammen.

Hier also meine Meinung zu James und den Frauen. Sie beginnt mit der Aussage einer Schriftstellerfigur (zweifelloos eine Version von James selbst) gegenüber einem Freund hinsichtlich der viktorianischen Anklänge in seiner Arbeit: »Schließlich bin ich ja auch als Viktorianer geboren und erzogen worden. Und von einem viktorianischen Stammbaum darf man aus guten Gründen erwarten, dass er auch viktorianische Früchte trägt.«

Das ist James' Ebenbild. Und wenn ich sage, dass er Viktorianer war, meine ich nicht all die großartigen Fortschritte der Ära unter der Herrschaft von Queen Victoria (1832–1901), sondern den Ruf der Zeit als sexuell repressiv. Das waren ganz schön verklemmte Zeiten, in denen die Menschen

davon besessen waren, sich »anständig« zu benehmen. Es schickte sich nicht, dass sich ein Mann auf einen Platz setzte, den eine Frau gerade verlassen hatte. Es war flegelhaft, wenn ein Mann, der einen Strand entlangspazierte, aus Versehen in den bloßen Fußabdruck einer Frau trat. Und Sex? Das war unter den Akademikern ein mit einem Tabu belegtes Thema. James war Gelehrter der Cambridge University und kein Dandy! Sollte er je eine Frau zu einem Date ausgeführt haben, wäre ich erstaunt; wenn die Männer der niederen Schichten ausgingen, um zu zechen und Frauen abzuschleppen, blieb James in seinem Wohnzimmer und studierte bei Kerzenschein alte Manuskripte. Oder er spielte mit seinen Berufskollegen Karten und trank Brandy mit Wasser.

James wuchs in einer Zeit, in der Kindern Familienwerte und Religiosität strikt eingebläut wurden, in einer streng protestantischen Familie als Sohn eines Pfarrers auf. Ich nehme an, dass James (oder »Monty«, wie ihn seine Freunde nannten) genau wie Lovecraft Frauen gegenüber extrem schüchtern war. Sollte je eine heiße Braut ihre Hand in seine Hose gesteckt und gesagt haben »Lass uns ficken«, hat er garantiert sofort schockiert abgelenkt und gesagt: »Welch herrliches Wetter wir haben, nicht wahr? Oho, wie ich sehe, hat Ihre Hand aus Versehen den Weg in meine Hose gefunden. Ausgerechnet! Wenn Sie sie nun bitte freundlichst wegnehmen würden, das würde mich sehr freuen. Wissen Sie, ich komme zu spät zu meinem Symposium zur Verbreitung christlicher Lehren und muss nun wirklich los.«

Ja, das ist die Art Mann, die James bestimmt war: stets der englische Gentleman, stets das Produkt viktorianischer Werte. (Googeln Sie ein Bild von Queen Victoria und Sie werden sofort verstehen, warum ihre Ära zum Synonym für prude, sittsame Menschen wurde, die nichts mit Sex zu tun haben wollten. Glauben Sie mir, kein männlicher Teenager

von damals hätte sich auf ihre Bilder einen runtergeholt!) Nichts würde ich lieber glauben, als dass James in Wahrheit ein Hengst war und die »Torten« und »Keksdöschen« im Dutzend abschleppte, aber, ach, ich bezweifle es doch stark. Es würde mich nicht mal überraschen, wenn James sein Leben lang überhaupt keinen Sex gehabt hätte.

Dementsprechend postuliere ich, dass es Indoktrination ist, die den Mangel an weiblichen Figuren in seinen Erzählungen erklärt, nicht Misogynie!

Doch ehe ich Sie nun zum Kern dieser Sammlung vorstoßen lasse, will ich noch ein paar Dinge sagen, also haben Sie Geduld mit mir.

Die James-Fans unter Ihnen haben vielleicht bereits beim ersten Blick auf das Inhaltsverzeichnis genervt aufgestöhnt. Aber ich habe die Mehrheit von James' besonders berühmten Erzählungen mit Absicht nicht aufgenommen. Geschichten wie *Graf Magnus*, *Die Macht der Runen*, *Pfeif nur, dann eil ich zu dir, mein Freund!* und so weiter. Nicht nur sind das James' *bekannteste* Erzählungen, sie werden auch am *häufigsten neu aufgelegt*. Natürlich sind das alles großartige Geschichten, aber ich bleibe dabei, dass nahezu jede von James verfasste Geschichte großartig war (bis auf *Zwei Ärzte*. Überspringen Sie die, sie ist Mist. Monty muss betrunken gewesen sein, als er sie geschrieben hat), und ich gehe davon aus, dass Sie einige seiner weniger verbreiteten Arbeiten, wie sie hier versammelt sind, noch nirgends gefunden haben. Ich mag sie alle sehr.

Es sind Geschichten, die mir besser gefallen als alle anderen von irgendeinem anderen Schriftsteller. Es sind Geschichten, die ich mit auf die sprichwörtliche einsame Insel nehmen würde. Und sollte ich sterben und im Himmel oder der Hölle die Erlaubnis bekommen, für den Rest der Unendlichkeit nur ein einziges Buch zu lesen, dann würde ich *dieses* Buch wählen, das Sie gerade in der Hand halten.

Vielen Dank, dass Sie es gekauft haben. Und viel wichtiger:
Vielen Dank, dass ich meine Liebe zu M. R. James mit Ihnen
teilen darf!

Edward Lee
Largo, Florida, USA



Die Sammlung des Domherrn Alberic

An den Ausläufern der Pyrenäen, nicht sehr weit von Toulouse und in der Nachbarschaft von Bagnères-de-Luchon, liegt das verfallene Städtchen Saint-Bertrand-de-Comminges, bis zur Französischen Revolution ein Bistum. Noch heute zieht die alte Kathedrale dort eine gewisse Zahl von Touristen an.

An diesem Ort einer längst vergangenen Welt – mit seinen nicht einmal 1000 Einwohnern kann man ihn kaum ein Städtchen nennen – traf im Frühling des Jahres 1883 ein Gelehrter aus Cambridge ein. Der Engländer war extra von Toulouse angereist, um die Kirche Saint-Bertrand-de-Comminges zu besichtigen. Zwei Freunde, die sich nicht sonderlich für Altertümer interessierten, hatte er in ihrem Toulouser Hotel zurückgelassen. Allerdings hatten sie versprochen, am kommenden Morgen zu ihm zu stoßen. Eine halbstündige Besichtigungstour werde ihnen reichen, wie sie sagten. Danach wollten alle drei gemeinsam die Reise Richtung Auch fortsetzen.

Der englische Gelehrte war an seinem Ausflugstag schon früh im Städtchen angekommen, denn er hatte sich vorgenommen, möglichst viele Aufzeichnungen zu machen. Im Gepäck hatte er mehrere Dutzend Fotoplatten, um jeden Winkel der wunderbaren Kathedrale, die den Hügel von Comminges beherrschte, im Bild festhalten und später beschreiben zu können. Doch dazu benötigte er ganztägig die Dienste des Kirchenwarts oder Küsters (ich bevorzuge den

Ausdruck Küster, auch wenn er nicht ganz zutreffen mag). Schließlich ließ sich die nicht besonders zuvorkommende Inhaberin des Gasthofs Chapeau Rouge dazu erweichen, nach dem Küster zu schicken. Sobald er eintraf, erkannte der Engländer in ihm ein unerwartet interessantes Studienobjekt. Und das lag nicht am Äußeren dieses verhutzelten und runzligen Alten, der zudem kleinwüchsig war, denn darin glich er Dutzenden anderer französischer Kirchendiener. Vielmehr lag es an dessen merkwürdig verstohlenem Gehabe, das so wirkte, als fühlte er sich von irgendetwas gehetzt oder verfolgt. Ständig spähte er hinter sich, und dabei schienen sich seine Schulter- und Rückenmuskeln zu verkrampfen. Er sah so aus, als rechnete er jeden Augenblick damit, von hinten angefallen und von feindseligen Händen umklammert zu werden.

Der Engländer wusste nicht recht, wie er dieses Verhalten deuten sollte. Litt der Alte unter Verfolgungswahn? Machte ihm ein schlechtes Gewissen zu schaffen? Oder stand er nur unter dem Pantoffel einer unerträglich zickigen Ehefrau? Die einfachste Erklärung wäre Letzteres gewesen. Allerdings vermittelte der Alte den Eindruck, ihm müssten noch schlimmere Verfolger auf den Fersen sein als eine streitsüchtige Furie von Ehefrau.

Doch bald darauf war der Engländer (wir wollen ihn Dennistoun nennen) so sehr mit seinen Fotoaufnahmen und Notizen beschäftigt, dass er nur gelegentlich einen Blick zum Küster hinüberwarf. Jedes Mal stellte er dabei fest, dass sich der Alte ganz in seiner Nähe aufhielt – entweder rücklings gegen die Mauer gedrückt oder auf einem der prachtvollen Betstühle kauern. Und das machte den Engländer nach einer Weile geradezu nervös und gab ihm ein ungutes Gefühl, zumal er über die Ursache dieses Verhaltens nur spekulieren konnte. Hielt er den Alten vom *déjeuner* ab? Hatte der Küster ihn im Verdacht, sich bei nächster Gelegenheit mit dem Elfenbeinkruzifix des heiligen Bertrand davonzumachen? Oder gar

mit dem angestaubten ausgestopften Krokodil, das über dem Taufbecken hing?

»Möchten Sie nicht lieber nach Hause gehen?«, fragte er schließlich. »Ich komme hier mit meinen Notizen ganz gut allein zurecht. Wenn Sie möchten, können Sie mich ja in der Kirche einschließen. Ich brauche noch mindestens zwei Stunden, und dabei muss Ihnen doch bestimmt kalt werden, oder?«

»Um Himmels willen!« Der Vorschlag schien den Alten maßlos zu erschrecken. »Daran ist überhaupt nicht zu denken. Monsieur allein in der Kirche lassen? Auf keinen Fall! Ob es noch zwei oder drei Stunden dauert, ist mir egal. Ich hab schon gefrühstückt, und mir ist keineswegs kalt. Aber trotzdem vielen Dank für das Angebot.«

Also gut, mein Kleiner, dachte Dennistoun. Ich hab dich immerhin gewarnt, also musst du nun auch die Folgen tragen.

Noch vor Ablauf der zwei Stunden hatte Dennistoun die Gebetsstühle, die imposante, aber verfallene Orgel, den Chorstuhl des Bischofs Jean de Mauléon, die Überreste von Glasmalerei und Wandteppichen sowie die Gegenstände in der Schatzkammer gründlich besichtigt und untersucht. Die ganze Zeit über blieb der Küster in unmittelbarer Nähe. Jedes Mal wenn eines der seltsamen Geräusche zu hören war, wie sie in großen leeren Gebäuden hin und wieder auftreten, fuhr der Alte wie von einer Tarantel gestochen hoch. Nun ja, manchmal klangen sie auch wirklich sonderbar.

»Einmal hätte ich schwören können«, erzählte Dennistoun mir später, »dass oben im Turm eine dünne, blecherne Stimme laut lachte. Als ich fragend zum Küster hinübersah, war er blass bis in die Lippen und murmelte: ›Das ist *er* ... Ich meine, natürlich ist da niemand, schließlich ist die Kirchentür ja abgeschlossen ...‹ Mehr sagte er nicht, aber wir tauschten einen langen Blick miteinander aus.«

Auch ein weiterer Zwischenfall, der sich ereignete, als er ein großes, vom Alter dunkles Tafelgemälde hinter dem Altar begutachtete, gab Dennistoun zu denken. Das Gemälde gehörte zu einer ganzen Serie, in der die Wunder des heiligen Bertrand dargestellt waren. Die Bildkomposition war kaum noch auszumachen, hingegen war die lateinische Inschrift darunter noch lesbar:

*Qualiter S. Bertrandus liberavit hominem quem
diabolus diu volebat strangulare.**

Lächelnd wandte sich Dennistoun dem Küster zu, um irgend-eine scherzhafte Bemerkung zu machen. Doch zu seiner Bestürzung musste er feststellen, dass der Alte auf die Knie gefallen war, flehend und wie in Todesangst mit fest gefalteten Händen auf das Gemälde starrte und ihm Tränen über die Wangen rannen.

Selbstverständlich tat Dennistoun so, als hätte er nichts bemerkt. Doch zwangsläufig fragte er sich, wieso eine solche Kleckserei eine derartig starke Wirkung auf jemanden ausüben konnte. Offenbar war er hier auf einen Schlüssel zu dem seltsamen Verhalten des Alten gestoßen, das ihm schon den ganzen Tag über Rätsel aufgegeben hatte. Zweifellos litt der Küster unter irgendeiner Zwangsvorstellung. Aber worin mochte sie bestehen?

Mittlerweile war es später Nachmittag geworden, fast fünf Uhr, und der kurze Tag wich der Dämmerung. Nun begann sich das Gotteshaus mit Schatten zu füllen, während sich die seltsamen Geräusche – die gedämpften Schritte und die fernen Stimmen, die den ganzen Tag über zu hören gewesen waren – häufiger und beharrlicher bemerkbar machten. Dennistoun

* Wie Sankt Bertrand einen Mann befreite, den der Teufel lange Zeit im Würgegriff gehabt hatte.

schob das allerdings auch darauf, dass sich der menschliche Gehörsinn bei schwindendem Licht schärft.

Zum ersten Mal waren dem Küster jetzt Ungeduld und das Drängen zum Aufbruch anzumerken. Als Dennistoun Kamera und Notizbuch endlich verstaut hatte, seufzte der Alte vor Erleichterung auf und winkte ihn hastig zum westlichen Kirchenausgang unterhalb des Turms hinüber.

Es war Zeit für das Angelusläuten. Nachdem der Alte ein paarmal an dem widerspenstigen Seil gezogen hatte, begann die große Glocke oben im Turm zu tönen. Ihr Schall drang über die Kieferwäldchen hinweg bis in die von laut rauschenden Gebirgsbächen durchzogenen Täler und rief der Bergbevölkerung in ihrer Abgeschiedenheit den Gruß des Engels ins Gedächtnis, der jener Frau gegolten hatte, die der Engel die »Gebenedeite unter den Weibern« genannt hatte.

Als der Klang nach und nach verhallte, schien sich zum ersten Mal an diesem Tag tiefe Stille über das Städtchen zu senken. Dennistoun und der Küster machten sich auf den Weg hinaus, blieben jedoch am Ausgang stehen. »Monsieur schienen sich für die Messbücher in der Sakristei zu interessieren«, bemerkte der Küster.

»Ja, sehr. Ich wollte Sie ohnehin fragen, ob es im Städtchen eine Bibliothek gibt.«

»Nein, Monsieur. Vielleicht gab es früher mal eine im Kapitel, aber jetzt ist unser Städtchen ja nur noch ein so unbedeutender Ort, dass ...« Seltsamerweise brach der Küster mitten im Satz ab, als wüsste er nicht, ob er weiterreden sollte. Doch dann gab er sich einen Ruck. »Aber falls Monsieur ein *amateur des vieux livres* sein sollte: Zu Hause, keine 100 Meter von hier, habe ich etwas, das ihn interessieren könnte.«

Sofort flammte Dennistouns lang gehegte Hoffnung wieder auf, irgendwo in bisher unentdeckten Winkeln Frankreichs auf unschätzbar wertvolle uralte Handschriften zu stoßen.

Doch schon im nächsten Augenblick erstarb sie wieder. Vermutlich handelte es sich nur um irgendein unbedeutendes, um 1580 gedrucktes Messbuch aus der Werkstatt des niederländischen Vieldruckers Christoph Plantin. Es war doch höchst unwahrscheinlich, dass ein Ort so nahe bei Toulouse noch irgendwelche Schätze barg; sicher hatten die Sammler sie längst geplündert.

Trotzdem wollte er das Angebot des Küsters nicht ausschlagen. Denn dann würde er sich, wie er wusste, sein Leben lang Vorwürfe machen, eine Chance nicht genutzt zu haben. Also gingen sie gemeinsam auf das Haus des Küsters zu, wobei Dennistoun das sonderbare Zögern und die plötzliche Entschlossenheit des Alten durch den Kopf gingen. Wollte er ihn – den dem Anschein nach wohlhabenden Engländer – womöglich in einen Hinterhalt locken, um ihn auszurauben und danach zu beseitigen?

Doch gleich darauf schämte er sich solcher Gedanken. Sicherheitshalber begann er jedoch ein Gespräch mit seinem Führer und ließ dabei recht plump die Bemerkung fallen, dass bald, voraussichtlich am kommenden Morgen, zwei Freunde zu ihm stoßen würden.

Zu seiner Verblüffung nahm der Küster diese Mitteilung mit offensichtlicher Erleichterung auf und dessen Nervosität legte sich. »Das trifft sich gut«, erwiderte er munter. »Wirklich gut. Monsieur wird also in Begleitung seiner Freunde weiterreisen. Die Freunde werden immer in seiner Nähe sein. Es ist schön, nicht allein reisen zu müssen ... Zumindest in manchen Fällen«, setzte er wie im Selbstgespräch nach und fiel wieder in das dumpfe Brüten zurück.

Gleich darauf erreichten sie das Haus des Küsters, das um einiges größer war als die Häuser der Nachbarn. Es war ein Steinbau mit einem Wappenschild über dem Eingang. Wie mir Dennistoun später erzählte, handelte es sich um das Wappen

des Alberic de Mauléon, eines entfernten Verwandten und Nachfahren des Bischofs Jean de Mauléon. Alberic hatte von 1680 bis 1701 als Domherr von Comminges amtiert.

Die oberen Fenster des stattlichen Hauses waren mit Brettern verschalt. Überhaupt bot das ganze Gebäude, genau wie der Rest des Städtchens, ein Bild des Alters und Verfalls.

An der Türschwelle blieb der Küster kurz stehen. »Vielleicht haben Monsieur gar nicht die Zeit, hereinzuschauen?«

»Keine Sorge, ich habe jede Menge Zeit. Bis morgen früh habe ich ja nichts zu tun. Zeigen Sie mir Ihre Schätze ruhig.«

In diesem Augenblick ging die Tür auf und ein Gesicht spähte nach draußen.

Dieses Gesicht war viel jünger als das des Küsters, wirkte aber ähnlich bedrückt. Nur schien hinter diesem Ausdruck nicht die Sorge um die eigene Sicherheit zu stecken, sondern die um einen anderen Menschen – den Vater. Denn hier handelte es sich unverkennbar um die Tochter des Alten, ein durchaus hübsches Mädchen, mal abgesehen von der sorgenvollen Miene. Als sie sah, dass ein kräftig gebauter Mann den Vater begleitete, hellte sich ihre Miene deutlich auf.

Vater und Tochter wechselten ein paar Worte, doch Dennistoun bekam nur einen einzigen Satz des Küsters mit: »Er hat in der Kirche gelacht.« Darauf reagierte die Tochter mit einem erschrockenen Blick.

Gleich darauf ließen sich alle drei im Wohnzimmer nieder. Es war eine kleine Kammer mit hoher Decke und Steinfußboden, in der das prasselnde Kaminfeuer gespenstisch flackernde Schatten warf. Dieses Zimmer erinnerte an einen Andachtsraum, denn an einer Wand ragte ein großes Kruzifix fast bis zur Decke empor. Die Gestalt am Kreuz war fleischfarben bemalt, das Holz tiefschwarz.

Darunter stand eine ziemlich alte massive Truhe. Nachdem die Tochter eine Lampe besorgt hatte und die Stühle weggerückt

worden waren, ging der Küster zur Truhe hinüber und holte – mit wachsender Erregung und Nervosität, wie Dennistoun auffiel – ein riesiges Buch heraus. Es war in weißes Leinen eingeschlagen, auf dem ein grob gesticktes rotes Kreuz prangte.

Noch ehe der Küster das Buch ausgepackt hatte, weckten der Umfang und die Form des Bandes Dennistouns Interesse. *Für ein Messbuch ist es zu groß*, dachte er. *Und der Form nach kann es auch kein Antiphonar der römisch-katholischen Kirche sein. Vielleicht also doch etwas Wertvolles?*

Als der Küster das Buch aufschlug, wurde Dennistoun klar, dass er tatsächlich auf etwas Einzigartiges gestoßen war. Vor ihm lag ein großer, in Schweinsleder gebundener Foliant, der aus dem späten 17. Jahrhundert stammen mochte. Den Deckel zierte in Goldprägung das Wappen des Domherrn Alberic de Mauléon. Der Foliant umfasste etwa 150 einzelne Blätter, und auf fast jedem war eine Seite aus irgendeiner üppig illustrierten Handschrift befestigt. Eine solche Sammlung hätte Dennistoun hier nicht in seinen kühnsten Träumen vermutet. Beispielsweise enthielt sie zehn Blätter aus einer Abschrift der Genesis, illustriert mit Buchmalerei, die noch vor dem Jahr 700 entstanden sein musste; darüber hinaus sämtliche Bildseiten aus einem Psalter der englischen Schule, die zu den besten gehörten, die das 13. Jahrhundert hervorgebracht hatte. Doch das Beste von allem waren vermutlich 20 Blätter in lateinischer Unzialschrift, einer Majuskelschrift, die, wie ihm einige Textstellen sofort verrieten, zu einer sehr frühen unbekanntem patristischen Abhandlung gehören mussten. Konnte es tatsächlich eine Abschrift aus dem Traktat »Auslegung der Worte des Herrn« sein, das der urchristliche Bischof Papias von Hierapolis um 130 nach Christus verfasst hatte? Bekanntlich war eine solche Abschrift noch im 12. Jahrhundert in Nîmes aufbewahrt worden. (Heute wissen wir, dass diese von Dennistoun

entdeckten Blätter tatsächlich ein beträchtliches Fragment dieser Abschrift umfassten, wenn nicht sogar den gesamten Text.)

Jedenfalls stand Dennistouns Entschluss fest: Dieser Foliant musste mit ihm zusammen die Reise nach Cambridge antreten, selbst wenn er dazu sein gesamtes Bankguthaben abheben und bis zum Eintreffen des Geldes in Saint-Bertrand-de-Comminges warten musste.

Er sah forschend zu dem Küster auf. Verriet irgendetwas in seiner Miene, ob er bereit war, das Buch zu verkaufen?

Der Küster war blass geworden und seine Lippen zuckten. »Wenn Monsieur jetzt bitte bis zum Ende blättern würden.«

Also blätterte Monsieur weiter und stieß dabei ständig auf neue Schätze.

Am Ende des Buches entdeckte er jedoch zwei Blätter, die weit jüngeren Datums waren als alle vorherigen und aus denen er nicht schlau wurde. Er vermutete, dass sie aus der Ära des gewissenlosen Domherrn Alberic stammten, der zweifellos die Bibliothek des Domkapitels von Saint-Bertrand geplündert hatte, um diese Sammlung von unschätzbarem Wert anzulegen.

Das erste Blatt zeigte einen sorgfältig gezeichneten Plan, der für jemanden, der sich in der Kirche auskannte, leicht zu entschlüsseln war: Es handelte sich um das südliche Kirchenschiff und den Kreuzgang.

Darüber hinaus umfasste das Blatt einige seltsame Zeichen, die wie Symbole für Planeten aussahen, und in den Ecken einige hebräische Wörter. Außerdem war die nordwestliche Ecke des Kreuzgangs mit einem goldfarbenen Kreuz versehen. Unterhalb des Plans entdeckte Dennistoun einige lateinische Schriftzeichen:

*Responsa 12mi Dec. 1694. Interrogatum est: Inveniamne?
Responsum est: invenies. Fiamne dives? Fies. Vivamne
invidendus? Vives. Moriarne in lecto meo? Ita.**

»Ein gutes Beispiel für den Plan eines Schatzsuchers«, bemerkte Dennistoun. »Erinnert mich irgendwie an den Domschüler Quatremain in der alten St.-Pauls-Kathedrale in London.« Er blätterte um.

Was er als Nächstes sah, beeindruckte ihn mehr, als er es jemals beim Anblick einer Zeichnung oder eines Gemäldes für möglich gehalten hätte. Diese Zeichnung existiert heute zwar nicht mehr, aber eine Fotografie davon befindet sich in meinem Besitz, und sie rechtfertigt seine Reaktion voll und ganz.

Es war eine Sepiazeichnung aus dem späten 17. Jahrhundert, die auf den ersten Blick eine biblische Szene darstellte. Sowohl die Architektur des Innenraums als auch die Gestalten waren in dem pseudoklassischen Stil gezeichnet, den die Künstler seinerzeit als für biblische Szenen angemessen betrachtet hatten. Rechts war ein König auf seinem Thron zu sehen, zu dem zwölf Stufen hinaufführten. Der Thron war mit einem Baldachin überdacht und wurde von zwei Löwen flankiert – offenbar eine Darstellung des Königs Salomo. Mit ausgestrecktem Zepter beugte er sich so vor, als wollte er einen Befehl erteilen. Seine Miene drückte Entsetzen und Abscheu aus, doch sie strahlte unverkennbar auch gebieterische Willenskraft und Machtbewusstsein aus.

Noch viel seltsamer war die linke Bildhälfte, auf der sich das Geschehen konzentrierte. Auf dem gepflasterten Boden zu Füßen des Throns standen vier Soldaten, die eine geduckte

* Antworten vom 12. Dezember 1694. Frage: Werde ich es finden? Antwort: Du wirst. Frage: Werde ich reich werden? Antwort: Du wirst. Frage: Wird man mich in meinem Leben beneiden? Antwort: Man wird. Frage: Werde ich im eigenen Bett sterben? Antwort: Du wirst.

Gestalt umringten. Ein fünfter Soldat lag mit verrenktem Hals und aus den Höhlen getretenen Augäpfeln tot auf dem Boden. Die vier anderen Soldaten blickten mit entsetzten Mienen zum König empor. Anscheinend hielt sie nur das unbedingte Vertrauen zu ihrem Dienstherrn davon ab, sofort zu flüchten. Und Auslöser ihres Entsetzens war offensichtlich das Wesen, das in ihrer Mitte kauerte.

Mir fehlen schlicht die Worte, den Eindruck zu vermitteln, den diese Gestalt beim Betrachter hervorruft. Ich weiß noch, dass ich die abfotografierte Zeichnung einem Professor der Morphologie vorlegte – einem Menschen, den ich stets für ungewöhnlich nüchtern und fantasielos gehalten hatte –, und selbst er wollte den Rest des Abends auf keinen Fall allein verbringen und erzählte mir später, er habe nächtelang das Licht im Schlafzimmer brennen lassen.

Ich will versuchen, diese Gestalt zumindest grob zu skizzieren. Als Erstes fällt der Blick des Betrachters auf verfilzte tief-schwarze Haarborsten, die den ganzen Körper bedecken. Erst dann merkt man, dass sich unter diesem Haar ein beängstigend magerer Leib verbirgt, der an ein Skelett erinnert, doch die hervortretenden Muskel- und Sehnenstränge sind stark wie Drahtseile. Die Hände, wie der übrige Körper mit langen schwarzen Borsten überzogen, sind von bräunlicher Blässe und münden in bedrohlichen Klauen. Die stechenden gelblichen Augen mit ihren schwarzen Pupillen sind mit bestialischem Hass auf den König auf seinem Thron gerichtet. Man stelle sich eine der grässlichen südamerikanischen Vogelspinnen in menschlicher Form und mit nahezu menschlicher Intelligenz ausgestattet vor, dann kann man sich zumindest vage das Entsetzen ausmalen, das eine so abstoßende Erscheinung beim Betrachter hervorruft. In einem Punkt waren sich alle, denen ich das Foto zeigte, einig: »Für dieses gezeichnete Ungeheuer muss es eine lebende Vorlage gegeben haben.«



MONTAGUE RHODES JAMES (1862–1936) war Provost (Vorsteher) des King's College in Cambridge und des Eton College. Die meisten seiner Gespenstergeschichten hat er zu besonderen Anlässen geschrieben, etwa für Freunde oder für Zeitschriften beider Colleges. Sie erschienen als Sammlungen in *Ghost-Stories of an Antiquary* (1904), *More Ghost Stories of an Antiquary* (1911), *A Thin Ghost and Others* (1919) und *A Warning to the Curious and Other Ghost Stories* (1925).

Weithin wird James als einer der besten Verfasser übersinnlich-fantastischer Geschichten in englischer Sprache betrachtet. Er gilt als Urheber der »mit dem Altertum befassten« Gespenstergeschichte; James ersetzte die Schrecken der im 19. Jahrhundert verbreiteten Schauerliteratur – die »Gothic horrors« – durch subtileren Spuk und wählte dafür zeitgenössische Schauplätze. Viele seiner Geschichten schrieb er ursprünglich als Unterhaltung für Weihnachtsabende und las sie zu diesem Anlass einem ausgewählten Freundeskreis laut vor.

Infos, Leseproben & eBooks: www.Festa-Verlag.de